

Menschenbilder vom Grabbeltisch



Essay von Stephanie Bremerich

Die „neue Unterschicht“ ist ein Etikettenschwindel und lenkt den Blick ab von echten Verteilungsungleichheiten und der Verantwortung des Sozialstaats.

Essay von [Stephanie Bremerich](#)

Gut 50 Kilo Übergewicht sind nicht Markus' einziges massives Problem: Säckeweise stapelt sich Müll in den Fluren und Zimmern seines Hauses, unter Essensresten, Schimmel und Ungeziefer ist der Fußboden kaum noch zu erkennen. In einer Ecke verwest eine Katze. Irgendwie hat Markus die Kontrolle verloren; der 32-jährige Arbeitslose braucht Hilfe. Und er bekommt sie: dienstags, 20.15 Uhr. Auf RTL 2 hat das Schicksal von „Messies“ wie Markus Prime-Time-Qualitäten:

"Messie-Therapeutin Sabina Hankel-Hirtz und Entrümpelungsprofi Dennis Karl packen das Problem an der Wurzel und räumen das Leben der Betroffenen auf. Ihr Ziel ist es aber nicht nur für eine saubere Wohnung zu sorgen, sondern ihnen die Rückkehr in das gesellschaftliche Leben zu ermöglichen."

So lautet die Sendeinfo auf der Website von RTL 2. Für „die Rückkehr in das gesellschaftliche Leben“, so ist im Verlauf der Sendung zu erfahren, braucht es nur ein paar scharfe Chemikalien und einige sanfte Therapiesitzungen mit Spielfiguren – schon sind Seele und Wohnung der verwahten Protagonistinnen und Protagonisten ordentlich entrümpelt. Die Komplettanierung beschädigter Existenzen, wie sie das „Messie-Team“ seit der Pilotfolge mit Markus im Juli 2011 bündig zwischen ein paar Werbeblöcken vorstellt, ist Trash-TV, das man wörtlich verstehen darf.

Trash sells – zum Wertstoffkreislauf des „Unterschichtenfernsehen“

Müll ist paradox. Er ist das, was übrig bleibt, das Ausgeschiedene, Abgestoßene und Gemiedene. Minderwertig ist Müll jedoch nur so lange, bis man ihn wiederverwertet. Dann wird er Teil eines ökonomischen Kreislaufs. Auch das Fernsehen hat den Trash fest in seinen Programmkreislauf integriert. Vom nachmittäglichen Sozialporno bis zum abendlichen Ekel-TV im „Dschungelcamp“, in dem das Fernsehen gewissermaßen sein hausgemachtes Prekariat recycelt, reicht das Spektrum. Dabei haben insbesondere Doku-Soaps, Coaching-Formate und Kuppel-Shows wie „Messie-Team“, „Raus aus den Schulden“ oder „Schwiegertochter gesucht“ die Ausgesonderten und Überflüssigen – mit Zygmunt Baumann drastischer: den „menschlichen Abfall“ (Baumann 2005, S. 12) – für sich entdeckt.

Und als genau dieser „Abfall“ werden die Menschen auch dargestellt. Das ist billig, menschenverachtend und geschmacklos. Und zahlt sich vor allem für die Sendeanstalten aus: Die schnell und einfach zu produzierenden Scripted-Reality-Formate bescheren RTL, RTL 2 und SAT 1 seit Jahren beachtliche Quoten. Insbesondere seit 2000 stellen Medienwissenschaftler einen regelrechten „Doku-Boom“ bei gleichzeitigem „Verfall der Doku-Kultur“ fest, die mit einer zunehmenden „Ausdifferenzierung des Genres“ sowie einer „Tendenz zur Verbilligung der Produktion“ einhergehen (Elias/Weber 2009, S. 183). Welche Ausbeutungsmechanismen und Inszenierungstechniken hinter der vorgeblichen „Reality“ stehen, hat in jüngerer Vergangenheit Jan Böhmermanns so genannter „Verafake“ ins öffentliche Bewusstsein gerückt, bei dem zwei Schauspieler in die RTL-Sendung „Schwiegermutter gesucht“ eingeschleust wurden.

Gemeinhin wird diese Art des Trash-TV auch als „Unterschichtenfernsehen“ bezeichnet. Was genau darunter zu verstehen ist – ob es sich um Fernsehen von, für, über oder mit Unterschichten handelt (oder gar alles zusammen?) – bleibt dabei meist ebenso unreflektiert wie die Frage, was genau mit „Unterschicht“ gemeint sein soll.

Dumm, faul, arbeitslos: Feindbild „Neue Unterschicht“

Was das betrifft, ist es hilfreich, sich bewusst zu machen, dass der Begriff des „Unterschichtenfernsehen“ – übrigens eine Wortprägung Harald Schmidts – genau dann zum beliebten Schlagwort wurde, als die Agenda 2010 auf den Weg gebracht wurde. Dabei erlebte der Begriff der „Unterschicht“ eine diskursive Neuauflage und etablierte sich als „neue Unterschicht“ sowie „Unterschichtskultur“ in der öffentlichen Debatte. Maßgeblich angeregt wurde dies 2004 durch Paul Noltes „Generation Reform. Jenseits der blockierten Republik“, das eine Art Programmschrift für eine neoliberale Sozial- und Sparpolitik darstellt.

Terminologisch ist die „Unterschicht“ freilich nicht neu: Seit den 1950ern und 1960ern taucht sie in nahezu allen klassischen sozialwissenschaftlichen Schichtungsmodellen auf. Neu ist hingegen die aktuelle Begriffsverwendung: Die „neue Unterschicht“ wird nicht vorrangig nach ökonomischen, sondern vor allem entlang moralischer und kultureller Maßgaben definiert. Die stigmatisierenden, menschenverachtenden Auswirkungen, die diese diskursive Verschiebung auf das öffentlich skizzierte Bild von Armut und Elend hat, zeigen sich anschaulich in einem Artikel aus dem *Stern* von 2004:

„Das Elend ist keine Armut im Portemonnaie, sondern die Armut im Geiste. [...] In den vergangenen Jahrzehnten hat die Unterschicht eigene Lebensformen entwickelt, mit eigenen Verhaltensweisen, eigenen Werten und eigenen Vorbildern: die Unterschichtskultur. [...] Der schlechte Gesundheitszustand der Unterschicht ist keine Folge des Geldmangels, sondern des Mangels an Disziplin. Disziplinlosigkeit ist eines der Merkmale der neuen Unterschichtskultur. [...] Die Unterschicht verliert die Kontrolle, beim Geld, beim Essen, beim Rauchen, in den Partnerschaften, bei der Erziehung, in der gesamten Lebensführung. [...] Die Armut ist eine Folge ihrer Verhaltensweise, eine Folge der Unterschichtskultur. In Deutschland sind nicht immer die Armen die Dummen, sondern die Dummen sind immer arm. Wer nicht ein Mindestmaß an Selbstdisziplin gelernt hat, wer seinen Körper nicht gesund hält, ist nicht arbeitsfähig.“ (Willenweber 2004)

Deutlich wird hier, dass eine krankende Unterschicht als Gegenpol eines Menschenbilds entworfen wird, das tief im christlich-abendländischen Wertekanon und kulturellen Erbe der Aufklärung verankert ist. Die derart inszenierte neue Unterschicht widerspricht nicht nur tradierten bürgerlichen Kardinaltugenden wie Fleiß, Sparsamkeit, Ordentlichkeit und Disziplin, sondern auch modernen neoliberalen Leistungskonzepten. Damit verschiebt sich die Debatte aber auf problematische Weise; Ursache und Wirkung drehen sich nachgerade um. Armut erscheint als etwas, das selbst verschuldet ist. Was dabei ins Hintertreffen gerät, sind reale Verteilungsgerechtigkeiten.

Wenn bei Paul Nolte zudem aus finanzieller Unterstützung „fürsorgliche Vernachlässigung“ wird und er stattdessen die „Vermittlung kultureller Standards und Leitbilder“ fordert, um diese „Kulturen der Armut und der Abhängigkeit, des Bildungsmangels und der Unselbständigkeit“ ins helle Licht aufgeklärter Mündigkeit zu führen (Nolte 2003), so lässt sich ein volkspädagogischer, elitärer Ton nur schwerlich überhören.

Die politische Folie der Unterschichtsdebatte bildete zwischen 2004 und 2006 ein Sparkurs, in dessen Zuge auch der Begriff des „Sozialen“ Neubestimmt und verschoben wurde (gut ersichtlich beispielsweise im 2005er-Wahlkampflogan der CDU: „Sozial ist, was Arbeit schafft“). Die Attraktivität der Schublade „neue Unterschicht“ gründet also zum einen darin, dass sie als „Motor

für politische Positionierungen dient, die sich vom bisherigen ‚Lösungsmodell‘, dem Modell der Wohlfahrtsstaatlichkeit, [...] verabschieden wollen“ (Kessl/Reutlinger/Ziegler 2007, S. 10). Zum anderen wurzelt sie in dem Abgrenzungsbedürfnis und den Abstiegsängsten einer bröckelnden, verunsicherten Mittelschicht, die sich zunehmend nicht mehr über *Einkommen*, sondern *Einstellungen* definiert, also nicht in erster Linie durch ökonomisches, sondern durch kulturelles Kapital von „denen da unten“ abzuheben sucht: Wenn die Kontoauszüge gleich aussehen, wird das gesellschaftliche Label umso wichtiger. Besser arm und sexy („Generation Praktikum“, „digitale Bohème“) als arm und asozial („neue Unterschicht“, abgehangenes Prekariat).

Marode Haushalte, kaputte Körper

Die entsprechenden Geschichten liefert das Privatfernsehen. Doku-Soaps und Lebenshilfe-Formate stellen Bilder und Texte bereit, um soziale und materielle Ungleichheit mit Sittenverfall, Krankheit, sexueller Ausschweifung, Faulheit und Dummheit gleichzusetzen, denen nur noch mit radikaler Sozialdisziplinierung beizukommen ist.

Das bevorzugte TV-Personal ist dabei die Familie, die als kaputter Mikrostaat mit maroder Haushaltsführung in Szene gesetzt wird, wobei sich Chaos und Unordnung auch im Setting widerspiegeln (im Extremfall: als Messie-Hölle). Bei näherem Hinsehen wird schnell klar, dass es gerade nicht um die differenzierte Darstellung von Persönlichkeiten und Schicksalen geht. Vielmehr ist die Konzeption der Figuren statisch und eindimensional, so dass sie als Typen reproduzierbar sind und sich als Klischees verfestigen können (die sexuell aktive Rabenmutter, das verhaltensauffällige Kind, der faule Langzeitarbeitslose und so weiter). Das ist ungefähr so individuell, originell und passend wie ein T-Shirt im Sommerschlussverkauf. Menschenbilder vom Grabbeltisch.

Dem Fernsehen als Leitmedium kommt in der Konstruktion entsprechender Stereotype eine wichtige Rolle zu, die jedoch mit dem Begriff „Unterschichtenfernsehen“ nur unzureichend erfassbar ist. Vielmehr verschleiert dieser, dass „die Unterschichten auf dem Bildschirm und davor [...] mediale Inszenierungen [sind], die die gesellschaftliche Teilung stützen und jenen neoliberalen Mythen Vorschub leisten, denen zufolge heute allein Leistung und individuelle Kompetenzen zählen“ (Klaus/Röser 2008, S. 272).

Notwendiges Element des Merkmalskatalogs „Unterschicht“ sind Arbeitslosigkeit und Hartz IV, die oft als generationenübergreifend dargestellt werden oder eine andere Form von Referenzgruppe (Freunde, Bekannte) binden. Diese geschlossenen Gruppen sind den Zuschauenden im wahrsten Sinne des Wortes „unverständlich“ – ihre derbe und dialektal gefärbte Sprache muss mitunter mit Laufftiteln übersetzt werden. Auffällig sind außerdem das konservative Geschlechterverständnis und traditionell-bürgerliche Familienbild, die zugrunde liegen. Denn der Mutter kommt oft eine Schlüsselfunktion zu; ihre Fehlbarkeit wird meist als Dreh- und Angelpunkt der brüchigen Verhältnisse fokussiert, wohingegen die männlichen Protagonisten bemerkenswert blass und passiv bleiben (auch Messie Markus aus dem Eingangsbeispiel muss in der „Playmobil-Therapie“ herausfinden, dass ihn das Chaos erst übermannte, als die Frau fehlte, nämlich als seine Mutter gestorben war). Innerhalb dieser Gruppe spielen sich dann die eigentlichen (zwischenmenschlichen) Konflikte ab, wobei die Hintergründe für die Arbeitslosigkeit nicht oder nur schwach ausgeleuchtet und implizit als Eigenverschuldung dargestellt werden. So tritt die beliebte Figur des Langzeitarbeitslosen nicht selten als Frührentner auf, der, wie der übergewichtige Markus, aufgrund körperlicher Beeinträchtigungen nicht mehr arbeiten kann.

Damit ist das wohl auffälligste Merkmal in der Inszenierung von Unterschichten angesprochen: der Körper. An diesem **„Unterschichtskörper“** lässt sich der gesamte Katalog lasterhaften Fehlverhaltens durchdeklinieren; zugleich figuriert er als Zerrspiegel des verwirtschaftlichten Körperideals der Leistungsgesellschaft, also des gesunden, flexiblen, vor allem aber belastbaren und ausdauernden Körpers. Es sind maßlose, kranke, stigmatisierte und gezeichnete Körper. Sie sind übergewichtig,

tätowiert und gepierct, ihnen fehlen Zähne, sie sind suchtmittelabhängig, schlecht frisiert, nicht selten spärlich bekleidet – kurzum: Sie sind „unerträglich“, und zwar sowohl im ästhetischen als auch im ökonomischen Sinn.

Als Kontrastfiguren treten die adrett gekleideten und manierlichen Coaches oder Moderator_innen auf, die ihre Autorität entweder als offizielle Berufsbezeichnung im Namen mitführen („Diplom-Sozialpädagoge“ Peter Zwegat) oder – wie im „Messie Team“ – kurzerhand zum passgenauen Experten ernannt werden („Entrümpelungsprofi“ Dennis Karl). Sie helfen den Verzweifelten beim Abspecken, Verlieben, Kindererziehen und Aufräumen oder bringen sie „raus aus den Schulden“: streng, kontrolliert, vorausschauend und gern mit einem ironischen Augenzwinkern in Richtung Kamera. Was hier fröhlich zwischen mehreren Werbeblöcken inszeniert wird, ist eine Form von Sozialdisziplinierung, wie man sie auch aus diversen Casting-Shows kennt. Auch dort geht es nur vordergründig um Talente und Fertigkeiten der einzelnen Kandidat_innen, vor allem aber um Wettbewerbsorientierung, Konkurrenz, Formung und Marktanpassung durch Mentor_innen wie „Poptitan“ Dieter Bohlen oder „Modelmama“ Heidi Klum, die ihre Schäfchen gut gelaunt zum „Kämpfen“ (Leitmetapher aller Casting-Shows) animieren.

Klassismus als Entertainment

Formate wie „Messie Team“ oder „Schwiegermutter gesucht“ sind das, was in vergangenen Jahrhunderten Freak-Shows auf Jahrmärkten oder Wander-Menagerien waren. Sie sind übertrieben, schrill, obszön, grausam – und letztlich unernst. Wo die starke Überzeichnung auf Ebene der Personen zur Karikatur tendiert, tendiert sie auf Ebene des Formates insgesamt zur Groteske. Insofern kann man es konsequent nennen, dass die schnell und leicht zu konsumierenden Formate eine durchaus zeitgemäße Discount-Ästhetik bedienen und ihre Billigkeit nicht kaschieren, sondern offensiv zur Schau stellen.

Allerdings bedeutet dies nicht, dass man diese Art von Schau-Geschäft und die damit einhergehende, suggerierte „Reality“ nicht ernst nehmen sollte. Trash-TV wirft ganz grundsätzliche Fragen auf – danach, wie soziale Ungleichheit gesellschaftlich und medial wahrgenommen (und für wahr genommen) wird, nach den Wertvorstellungen und wirtschaftlichen Leitbildern, die dabei reproduziert werden, aber auch nach Wert und Wertschätzung von Arbeit innerhalb einer Branche, hinter der große Produktionsfirmen und mittlerweile immer mehr Laiencasting-Agenturen stehen, die unterbezahlte Darstellende nach Komparsen-Sätzen vermitteln und ihre Klientel hinter den Kulissen als „gehirnamputierte Hartz-IV-Empfänger“ (vgl. Pauer 2010) bezeichnen.

Armut bekommt dabei ein seifenoperfähiges, fratzenhaftes Gesicht. Und das ist in mehrfacher Hinsicht eine sehr ernste Angelegenheit: Erstens, weil es den Blick ablenkt von Verteilungsungerechtigkeiten und sozialer Ungleichheit, die jenseits von Reality handfeste Realität sind – und zwar für einen Großteil der Bevölkerung. Zweitens, weil in der Debatte über die "neue Unterschicht" die Frage nach der Verantwortung des Sozialstaates ausgelagert wird auf die moralische Integrität der Betroffenen selbst: Wer arm ist, ist selbst schuld und verdient keine Unterstützung. So einfach ist das. Und drittens, weil dabei gesellschaftliche Abgrenzungsmechanismen salonfähig werden, die genau das Lügen strafen, was ursprünglich einmal die Idee hinter Demokratie und Sozialstaat gewesen ist: Solidarität.

Zusätzlich verwendete Literatur

Zygmunt Bauman (2005): Verworfenes Leben. Die Ausgegrenzten der Moderne. Aus dem Englischen v. Werner Roller. Hamburg: Hamburger Edition.

Caroline Elias/Thomas Weber (2009): Defekt als Referenz. Von neuen Hybrid-Formaten zum Verfall der Doku-Kultur. In: Harro Segeberg (Hrsg.): Referenzen. Zur Theorie und Geschichte des

Realen in den Medien. Marburg: Schüren Verlag, S. 177–197.

Fabian Kessl/Christian Reutlinger/Holger Ziegler (2007): Erziehung zur Armut? Soziale Arbeit und die „neue Unterschicht“ – eine Einführung. In: dies. (Hrsg.): Erziehung zur Armut? Soziale Arbeit und die „neue Unterschicht“. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 7–15.

Elisabeth Klaus/Jutta Röser (2008): „Unterschichtenfernsehen“: Beobachtungen zum Zusammenhang von Medienklassifikationen und sozialer Ungleichheit. In: Ulla Wischermann/Tanja Thomas (Hrsg.): Medien – Diversität – Ungleichheit. Zur medialen Konstruktion sozialer Differenz. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 263–281.

Paul Nolte (2003): Das große Fressen. In: Die Zeit 52/2003, abrufbar [hier](#).

Nina Pauer: Der produzierte Prolet. In: Die Zeit 32/2010, abrufbar [hier](#).

Walter Wüllenweber: Unterschicht: Das wahre Elend. In: Der Stern 52/2004, abrufbar [hier](#).

Der Essay basiert auf folgendem Aufsatz: Stephanie Bremerich: Mediale Armutszeugnisse. Narrative der Unmündigkeit im Unterschichtenfernsehen. In: Ilse Nagelschmidt u.a. (Hrsg.): Omnia vincit labor? Narrative der Arbeit und Arbeitskulturen in medialer Reflexion. Berlin: Frank & Timme 2013, S. 209–226.

Zitathinweis: Stephanie Bremerich: Menschenbilder vom Grabbeltisch. Erschienen in: Die da unten. 40/ 2016. URL: <https://kritisch-lesen.de/c/1352>. Abgerufen am: 03. 01. 2019 09:17.

Lizenzhinweise

Copyright © 2010 - 2019 kritisch-lesen.de Redaktion - Einige Rechte vorbehalten

Die Inhalte dieser Website bzw. Dokuments stehen unter der [Creative Commons Namensnennung-NichtKommerziell-KeineBearbeitung 3.0 Deutschland Lizenz](#). Über diese Lizenz hinausgehende Erlaubnisse können Sie über unsere [Kontaktseite](#) erhalten.

Sämtliche Bilder sind, soweit nicht anders angegeben, von dieser Lizenzierung ausgeschlossen! Dies betrifft insbesondere die Abbildungen der Bücher und die Ausgabenbilder.